



Studienkonferenz

Das magische Dreieck – Zum Verhältnis von Kuratierung, Museumspädagogik und Gestaltung

Thomas-Morus-Akademie Bensberg, 30.11./1.12.2005

Veranstalter: Bundesverband freiberuflicher Kulturwissenschaftler e.V. und Thomas-Morus-Akademie Bensberg in Kooperation mit dem Bundesverband Museumspädagogik e.V.

Geschäftsstelle:
Adenauerallee 10
53113 Bonn
service@b-f-k.de
www.b-f-k.de

Protokoll vom 30.11.05

Andreas Würbel hieß im Namen der **Thomas-Morus-Akademie** die Tagungsteilnehmer willkommen und verwies auf die bereits bestehende Tradition an Tagungen zu museumsrelevanten Themen, die seit einigen Jahren an der Akademie bestehe. Hierzu gehörten u.a. 2003 eine Konferenz zum Thema „Museum und Kinder“ sowie 2004 zum Verhältnis von Museum und Schule.

Für den **Bundesverband Museumspädagogik e.V.** begrüßte deren Vorsitzende *Hannelore Kunz-Ott* die Anwesenden. Sie erläuterte kurz die Struktur ihres Verbandes, der sich in 7 Landesgruppen unterteilt und z.Zt. 720 Mitglieder zählt. Sie bedankte sich beim Bundesverband freiberuflicher Kulturwissenschaftler für die Einladung und stellte ein wachsendes Netzwerk zwischen beiden Verbänden fest. Immer mehr Museumspädagogen gehen in die Freiberuflichkeit, so dass sich auch Doppelmitgliedschaften in beiden Verbänden häufen.

Für den **Bundesverband freiberuflicher Kulturwissenschaftler (BfK) e.V.** ergriff deren Bundesvorsitzender *Stefan Nies* das Wort. Er stellte erfreut den großen Zuspruch fest, den die von der Regionalgruppe Rhein-Ruhr des BfK initiierte Fachtagung erfahren habe und der mit etwa 100 Anmeldungen die Erwartungen der Veranstalter übertroffen habe. Den Grund für das große Interesse an dem Tagungsthema sah Herr *Nies* vor allem in einem umfassenden strukturellen Wandel, der sich an den Museen vollziehe und in dem gerade den freien Kulturwissenschaftlern eine besondere Bedeutung zukomme. Sie übernähmen zunehmend Aufgaben, die durch die festen Mitarbeitern an den Museen nicht mehr geleistet werden könnten und gewährleisteten hierbei insbesondere den interdisziplinären Austausch. Daneben sähen sich die Museen mit einer wachsenden Konkurrenz anderer Freizeitangebote konfrontiert, was sie, wollten sie ihre Besucher halten, zu einer Neupositionierung ihrer Häuser zwänge. Abschließend wies Herr *Nies* noch darauf hin, dass vor dem Hintergrund der Stellensituation insbesondere an den kleinen Häusern das für die Tagung skizzierte Modell des magischen Dreiecks nicht personell, sondern strukturell zu verstehen sei.

Einführende Sektion

Nach den Begrüßungen eröffnete *Martin Schmidt* die erste Sektion, die, im Unterschied zu den folgenden, ganz im Zeichen der Wissenschaft stand. Auf dem Podium begrüßte er *Dr. Christine Bäuml*, die mit ihrem Buch „Bildung und Museum – Das museale Selbstbild im Wandel“ (Münster 2004) der Tagung einen wichtigen Ausgangsimpuls gegeben hatte, *Prof. Dr. Heiner Treinen* von der IATW NRW in Gelsenkirchen, *Prof. Dr. Angelika Ruge*, die als Professorin für Musemskunde an der FHTW Berlin tätig ist und *Dr. Hannelore Kunz-Ott*, nun in ihrer Funktion als Referentin bei der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern und als Lehrbeauftragte für Musemskunde und Ausstellungswesen an der Maximilian Universität in München. Das Eröffnungsreferat hielt Frau *Dr. Bäuml*.



Eröffnungsreferat:

Bildung und Unterhaltung im Museum – Eine Darstellung musealer Bildungs- und Unterhaltungsdimensionen vor dem Hintergrund von Konzeptionsprozessen und Medieneinsatz in Ausstellungen.

Ausgangspunkt der Überlegungen von Frau *Dr. Bäuml* war die Beobachtung, dass der klassische Bildungsauftrag an die Museen, der bislang unbestritten gewesen sei, unter dem Druck eines zunehmenden Angebots an Aktivitäten in der Freizeit- und Konsumwelt so nicht mehr zu halten sei. Gefordert sei eine Neupositionierung der Museen sowohl hinsichtlich ihres Selbstverständnisses wie in Hinblick auf ihre Außenwahrnehmung. Der Bildungsbegriff sei per se diskursgebunden und somit wandlungsfähig. Im Falle seiner musealen Verwendung sei er institutionell bestimmt und so durch die bildungsbürgerliche Fundamentierung der Institution Museum determiniert. Der museale Bildungsbegriff sei daher vor allem distinktiv und funktioniere als (gesellschaftlicher) Abgrenzungsbegriff. Als solcher schlage er auch immer wieder gegen die Institution selber zurück: Diese werde als knöchern, verstaubt oder schulmeisterhaft klassifiziert. Dem distinktiven Bildungsbegriff stellte Frau *Bäuml* nun einen additiven Unterhaltungsbegriff gegenüber. Um den Anforderungen der Gegenwart gerecht zu werden müsse sich das Museum stärker an den Interessen und den sich gewandelten Wahrnehmungs- und Unterhaltungsinteressen seiner Besucher orientieren. Aus der Besucherorientierung ziehe das Museum als eine gesellschaftliche Institution seine Legitimation. In dem Versuch, sich in seinen Vermittlungsformen den Vorstellungen seiner Besucher zu nähern trete aber der Inhalt der Vermittlung hinter die Vermittlung selber zurück, die klassische bildungsbürgerliche Funktion des Museums verblasse.

Die museale Vermittlung beruhe prinzipiell auf zwei Säulen: einer objekt- und einer gestaltungsbezogenen. Für erstere stehe der Kurator, für letztere der Ausstellungsdesigner. Ihr beiderseitiges Verhältnis müsse in Hinblick auf die beiden Pole Bildung und Unterhaltung immer wieder neu verhandelt werden. Für die letzten Jahre konstatierte Frau *Bäuml* eine Verselbständigung der Gestaltungsebene als Konzession an den Besucher. Dies zeige sich vor allem im Fall musealen Kernkonflikts, der Objektauswahl. Es habe eine Hinterfragung der Leitfunktion des Originals für das Museum begonnen, der gegenüber die emotionssteigernden Strategien der Gestaltung an Bedeutung gewonnen hätten. Abschließend plädierte Frau *Bäuml* für eine Symbiose aus Bildung und Unterhaltung als die beiden zentralen Eckpunkte, zwischen denen sich das Museum neu positionieren müsse.

Die drei anderen Mitglieder des Plenums waren nun dazu ausgerufen, mit kurzen Statements ihre jeweilige Position zu beschreiben. Den Anfang machte *Prof. Treinen*.

Den Hauptgrund für die noch ausstehende Symbiose zwischen Kuratierung und Gestaltung sah Herr *Treinen* in dem Fehlen von Belohnungen resp. Sanktionen durch das Publikum. Die Orientierung an den Begriffen Bildung versus Unterhaltung, wie dies Frau *Bäuml* getan hatte, wurde von Herrn *Treinen* abgelehnt. Das Publikum wolle weder das eine noch das andere. Aus den Ergebnissen der Besucherforschung gehe vielmehr hervor, dass das Primärinteresse des Publikums der kulturellen Selbstvergewisserung gelte: Es suche Bestätigung für das (Vor-)Wissen, das es sich auf anderem Wege angeeignet habe und ein authentisches Erleben desselben, das so nur das Museum bieten könne. Ziel des Museumsbesuches sei somit nicht die Belehrung oder Unterhaltung durch das Museum, sondern der Museumsbesuch selber. Vor allem im historischen Museum suche das Publikum eine Form der Emotionalisierung, die auf Vorwissen aufbaue und allein durch die Authentizität des Originals gewährleistet werde. Das Objekt werde im Sinne Benjamins als „so nah und doch so fern“ erlebt. Allein die Verknüpfung dieses situativen Erlebnisses mit der persönlichen Erlebniswelt resp. der Empathie der unmittelbaren persönlichen Umwelt, des „sozialen Netzwer-



kes“ (*Treinen*) gewährleiste die Langzeitwirkung des Museumsbesuches. Herr *Treinen* wandte sich auch gegen die Kompensationstheorie. Der Museumsbesuch stelle keine Ersatzleistung dar, vielmehr wolle das Publikum sein (Vor-)Wissen im Museum mit dem emotionalen Erleben kombinieren. Dies gewährleiste darüber hinaus eine Gleichwertigkeit aller menschlichen Kulturen. Resümierend stellte Herr *Treinen* fest, dass die Museumssammlung per se funktionsoffen sei und somit der Verfolgung vielfältiger kultureller Zielvorstellungen zur Verfügung stehe.

Das nächste Statement folgte von Frau *Prof. Dr. Ruge*:

Den Grund für die Krise, in der die Museen derzeit stecken, sah Frau *Ruge* im Fehlen von Partnern. Am Anfang des Museumswesens im 19. Jahrhundert habe das touristische Interesse am Museum gestanden, am Ende des Jahrhunderts habe dann die Politik das Museum entdeckt und zunächst für die Propagierung des technischen Fortschrittes, schließlich für die nationale Identitätsbindung funktionalisiert. In den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts sei dann das Museum als Lernort entdeckt worden. Frau *Ruge* nannte hier das Frankfurter Stadtmuseum als Beispiel. Nun gehe es um eine Neupositionierung des Museums für das 21. Jahrhundert. Hierzu sei es notwendig, dass sich das Museum von der politischen Bindung freimache und flexibel werde. Gefordert sei eine Professionalisierung, die vor allem durch externe Kräfte gewährleistet werden könne. Museumsarbeit sei in erster Linie Teamarbeit und müsse als solche transparent werden. Frau *Ruge* plädierte für einen Abschied von der staatlichen Finanzierung. Hierzu brauche das Museum Partner.

Als letzte Referentin dieser Sektion hatte Frau *Dr. Kunz-Ott* das Wort:

Sie begann ihre Ausführungen mit der Frage, ob denn Bildung und Unterhaltung am Museum Gegensätze sein müssten. Die Potentiale, die den Museen eigen und immanent seien, seien noch nicht ausgeschöpft. Im Folgenden entwarf sie ein Idealmodell der Museumsarbeit (als Anlage anbei). Sie nannte folgende Probleme, die einer erfolgreichen Arbeit innerhalb des Dreieckes entgegenstünden:

- 1) eine fehlende gemeinsame Grobplanung
- 2) keine Leitthemen resp. Vermittlungsziele (im Unterschied zu den Museen in Großbritannien)
- 3) fehlende Zielgruppendefinitionen
- 4) fehlende oder unzureichende Evaluation
- 5) eine Projektleitung ohne Entscheidungskompetenz

Am Beispiel des Umgangs mit Texten in Ausstellungen wurde für sie die noch völlig unzureichende Absprache zwischen den drei Berufsfeldern evident. Frau *Kunz-Ott* schloss ihre Ausführungen mit einigen konkreten Forderungen für die Zukunft:

- 1) Es müssen konkrete Leitgedanken und Zielsetzungen hinsichtlich der zu leistenden Vermittlung formuliert werden.
- 2) Die Museen müssen sich eine Zielgruppen- und Besucherorientierung öffnen.
- 3) Es bedarf einer Projektleitung mit klaren Kompetenzen
- 4) Es muss im Team gearbeitet werden, wobei jeder seine Grenzen erkennen und akzeptieren muss.
- 5) Die Evaluation, die Überprüfung der Ergebnisse muss professionalisiert werden.



In der sich anschließenden **Diskussion** ergriff als erster Herr *Woodtli* das Wort, der in Hinblick auf das von Frau *Kunz-Ott* skizzierte Modell nach dessen Realisierbarkeit angesichts der aktuellen Ausstellungsbudgets fragte. Frau *Kunz-Ott* verwies noch einmal darauf, dass es sich um ein Idealmodell handle, das eine Richtung formuliere.

Ferner wurde die Besucherprüfung bereits während des Projekts als Problem benannt. Es sei auch fraglich, inwieweit der Museumspädagoge hier als Stellvertreter des Besuchers fungieren könne. Als Lösung schlug Herr *Treinen* das Modell der ‚naturalistischen Evaluation‘ vor, wie es z.B. am Frankfurter Geldmuseum praktiziert worden sei, wo man tatsächlich potentielle Besucher in die Planung mit einbezogen habe. Eine Vorgehensweise, die von einigen Diskutanten als eher problematisch angesehen wurde. In der Diskussion wurde weiter deutlich, dass sich in der Praxis neben den Museumspädagogen durchaus auch die Gestalter als Sachverwalter des Besuchers verstehen. Vor diesem Hintergrund wurde von Herrn *Treinen* die Besucherorientierung eher funktional definiert und auf Bereiche wie die Erreichbarkeit der Toiletten, Barrierefreiheit etc. eingeschränkt. Hier wurde eingeräumt, dass z.B. eine absolute Barrierefreiheit in Ausstellungen nicht erreichbar sei und somit immer ein Kompromiss zwischen Besucherinteressen und Gestaltung gesucht werden müsse, wolle man keine uniformen Ausstellungen haben.

1. thematische Sektion: Gestaltung

Die Sektion war dem Themenkomplex der Gestaltung gewidmet. Moderiert wurde sie von *Peter Ellenbruch*, der auf dem Podium die Ausstellungsgestalter *Hans R. Woodtli* aus Zürich, *Jörg Werner* aus Bielefeld und *Petra Müller* von den Museumsfreunden in Berlin begrüßte. Als erste erhielt Frau *Müller* das Wort.

Frau *Müller* erklärte, dass sie nicht so sehr über das Kernthema der Tagung sprechen, als vielmehr aus ihrer konkreten praktischen Arbeit als Ausstellungsgestalterin berichten werde. Ein Schlüsselerlebnis sei für sie die eigene Grabungsarbeit in Ägypten gewesen, wo sie die Objekte in ihrem originären Zusammenhang erlebt habe. Dieses Erlebnis versuche sie in ihren Ausstellungen umzusetzen. Drei Leitthemen seien für sie maßgebend. Zum einen sei dies die Individuation, zu zeigen, dass das Objekt die Hinterlassenschaft einen konkreten gelebten Lebens sei. Dies sei vor allem im Archäologischen Museum in Halle gut umgesetzt. Das zweite gelte dem Verhältnis von Gegenwart und Vergangenheit. Ihr Ziel sei es, die Gegenwärtigkeit des Vergangenen in der Ausstellung anschaulich werden zu lassen. Als letztes nannte sie den inszenierten Raum. Hier verwies sie auf die Installationen von Michael Craig für das Museum in Buxtehude. Alle Ausführungen belegte sie mit Bildbeispielen.

Als nächstes sprach Herr *Woodtli*, der für die Zusammenarbeit zwischen Kuratoren, Gestaltern und Museumspädagogen das Bild des Musikorchesters als Ideal beschwor. Warum, fragte er weiter, klappt diese Teamarbeit aber in der Werbung? Und gab selber zur Antwort: weil es hier um Geld gehe, weil die Werbearbeit den Anforderungen des Marktes folge. Er verlangt von allen Teampartnern einen vollständigen Einblick in die Arbeit der Anderen. Jeder müsse prinzipiell die Arbeit des Anderen „fast selber machen können“. Wenn es dann scheitere, liege dies zumeist an einem fehlerhaften Briefing. Er sehe weder einen Gegensatz zwischen kommerziellen und nicht-kommerziellen Projekten, noch zwischen Bildung und Unterhaltung, wie dies Frau *Bäumler* tue. Von den Designern verlangte er eine weitergehende Bereitschaft zur Kommunikation.

Herr *Werner* beschrieb sich selber als ausgewiesenen Teamarbeiter. Für ihn komme es vor allem auf die Besucherorientierung an. Die Gestaltung müsse erreichen, dass die Ausstellung im Kopf der



Besucher ankomme und dort auch bleibe. Für ihn sei der Besucher selber ein Teil der Ausstellung. Das durch die Tagung thematisierte magische Dreieck sah er hochgradig konfliktbeladen. Der Überlegung, dass der Gestalter in dieser Konstellation als Mediator wirke, erteilte er eine Absage. Herr *Werner* formulierte vier Wünsche:

- 1) Der Gestalter solle von Anfang an in die Projektplanung mit einbezogen werden. Heute werde er häufig unter Bedingungen hinzugezogen, die in Hinblick auf den Zeitplan und die an ihn gestellten Anforderungen unzumutbar seien.
- 2) Den Gestaltern müssten faire Wettbewerbschancen eingeräumt werden.
- 3) In der Teamarbeit solle eine wechselseitige Wertschätzung der Arbeit der jeweils Anderen Einzug halten.
- 4) Er wolle mit Kuratoren zusammen arbeiten, die nicht selber Gestalter sein wollten.

In der sich anschließenden **Diskussion** wurde mehrfach darauf hingewiesen, dass die Gestalter im Allgemeinen zu spät zu den Projekten hinzugezogen würden und vielfach unter einer schamlosen Ausnutzung zu leiden hätten. Zugleich wurde aber auch eine deutliche Unterbewertung der Vermittlungsarbeit bemängelt. Die Museumspädagogen würden vielfach erst einbezogen, wenn die Gestalter schon wieder das Feld geräumt hätten. Es wurde darüber hinaus eine fehlende Definition des Berufsbildes des Ausstellungsgestalters beklagt. Frau *Müller* wies darauf hin, dass es dem Auftraggeber doch überlassen bliebe, sich den für sein Projekt passenden Gestalter zu suchen. Aus dem Plenum wurde geantwortet, dass auf Grund der nunmehr in allen Bundesländern gültigen Ausschreibungspflicht diese Wahlfreiheit eine sehr eingeschränkte sei. Von Seiten der Museumspädagogen wurde nach dem konkreten Ort der Pädagogik innerhalb des Dreieckes gefragt.

2. thematische Sektion: Kuration

Die Sektion war dem Thema Kuration gewidmet. Sie wurde von *Bettina Schack* moderiert. Auf dem Podium saßen *Dietmar Osses* vom Westfälischen Industriemuseum, *Gefion Apel* vom Westfälischen Freilichtmuseum/Landesmuseum für Volkskunde in Detmold sowie *Susanne Wernsing*, ehemalige Kuratorin am Technischen Museum in Wien.

Herr *Osses* berichte in der Form eines Werkstattberichtes über die Arbeit an der Ausstellung „Schätze der Arbeit“, die 2004 anlässlich des 25-jährigen Jubiläums des Westfälischen Industriemuseums auf der Zeche Zollern in Dortmund veranstaltet wurde. Hier wurde mit externen Ausstellungsgestaltern zusammengearbeitet, bei der Ausführung jedoch auf die hauseigenen Werkstätten zurückgegriffen. Ausstellungsinhalte und die Objektauswahl wurden allein durch das Museum festgelegt, die externen Gestalter wurden erst danach hinzugezogen. Herr *Osses* verwies auf die für den Kurator schwierige Position, dessen Arbeit ja erst durch die Tätigkeit des Gestalters anschaulich werde. Er betonte jedoch nachdrücklich, dass die Entscheidungskompetenz am Ende immer beim Kurator liege, da dieser mit seiner Person in der Außenwirkung für die Ausstellung verantwortlich zeichne.

Frau *Wernsing* beklagte in ihrem Statement eine häufig zu beobachtende Unterschätzung der Kompetenzen des Publikums und das Fehlen von Selbstironie in Ausstellungen. Sie empfahl, durch die Ausstellungsgestaltung die Eigenaktivitäten des Publikums zu fördern und einzufordern. In Hinblick auf die inflationäre Verwendung des Unterhaltungsbegriffes müsse genauer definiert werden, welche Form von Unterhaltung hier eigentlich gemeint und anstrebenswert sei. Sie plädierte für ein Lernen durch Irritation, das auf einen anders orientierten Bildungsbegriff aufbaue. Hier verwies sie auf



den von *Prof. Treinen* aufgeworfenen Begriff der ‚Wissenschaftskunst‘. Auch gehe es in Ausstellungen nicht allein um die Wahrnehmung von Objekten, sondern insbesondere auch um die Apperzeption des Raumes, durch den sich der Ausstellungsbesucher bewege; eine Gestaltungskategorie, die ihrer Meinung nach viel zu wenig Berücksichtigung fände. Sie regte an, sich in der Gestaltung stärker auf Strategien der Kunst einzulassen, was keineswegs Unwissenschaftlichkeit bedeute. Sie verwies in diesem Zusammenhang auf die von ihr kuratierte Ausstellung „Alltag – Eine Gebrauchsanweisung“ im Technischen Museum der Stadt Wien, deren Thema nicht die Technik selber, sondern Gebrauchs- und Handlungsweisen von Technik sei.

Frau *Apel* verwies auf ihre Doppelfunktion als (ehemalige) Museumspädagogin und nunmehrige Kuratorin am Westfälischen Freilichtmuseum/Landesmuseum für Volkskunde in Detmold, das mit 100 Hektar das größte Deutschland ist. Als angestellter Kuratorin stünde ihr in Hinblick auf eine mögliche Neuposition des Museums und strukturelle Umorientierung nur ein sehr eingeschränkter Handlungsrahmen zur Verfügung, da der ‚Auftrag‘ ihres Hauses durch den Träger, hier dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe, definiert würde. Am Beispiel der an ihrem Museum veranstalteten Ausstellung zum Thema ‚Waffeisen‘ wäre der Impuls von museumspädagogischen Überlegungen ausgegangen. Dies stelle aber die Ausnahme dar. In der Entscheidung zwischen Objekt und Design gab sie eindeutig dem Ausstellungsobjekt das Hauptgewicht und präjudizierte einen eher puristischen Ausstellungsstil, was die Möglichkeiten der Gestaltung deutlich einschränke. Sie plädierte für die Zusammenarbeit mit anderen Gruppen wie etwa Künstlern, aber nur unter der Bedingung einer klaren Aufgaben- und Kompetenztrennung.

In der sich anschließenden **Diskussion** betonten noch mal ausdrücklich alle drei Referenten den Vorrang der Kuration in der Ausstellungspraxis. So wies Frau *Wernsing* darauf hin, dass die Objektwahl allein beim Kurator liege, der hier Stellung beziehe. Sie warnte vor der Gefahr, das Objekt als Vorwand zur Inszenierung zu missbrauchen. Frau *Apel* attestierte der Gestaltung eine allein dienende Funktion und Herr *Osses* verwies wiederum auf die besondere Stellung des Kurators in der Außenwahrnehmung. Vom Plenum wurden demgegenüber flachere Hierarchien eingefordert, in denen der Kurator auf einer Ebene mit den Gestaltern und Pädagogen stehe und nicht als Teamleiter fungiere. Vor allem an die Adresse von Herrn *Osses* forderte Herr *Woodtli* eine Kuratierung, die zwar das letzte Wort habe, aber so, dass es niemand merke. Alle drei Diskutanten räumten aber auch ein, dass in dem Spannungsverhältnis zwischen Kuratierung und Gestaltung die Museumspädagogik zumeist auf der Strecke bliebe. Wenn überhaupt würden die Pädagogen im Allgemeinen erst ganz am Ende der Ausstellungsplanung hinzugezogen. Als ein positives Gegenbeispiel wurde das Haus der Geschichte in Bonn genannt.

Sowohl an das Podium wie an das Plenum gewandt, kritisierte Frau *Prof. Ruge* die zu stark gruppenbezogene Argumentation aller Diskutanten der Tagung. Man solle nicht vergessen, dass man an einem gemeinsamen Projekt arbeite.

Protokoll 1. Tag: Thomas Hammacher



3. thematische Sektion: Museumspädagogik

Am zweiten Tag der Tagung standen in der 3. Sektion die Aufgaben der Museumspädagogik im Spannungsfeld von Gestaltung, Ausstellungskuration und -didaktik im Mittelpunkt. Aus der Sicht der Museumspädagogen referierten Frau *Nicole Gesché-Koning*, ehemalige Präsidentin des Comité pour l'éducation et l'action culturelle, Brüssel, Herr *Folker Metzger* von der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland und Frau *Renate Dittscheid-Bartolosch*, Hannover. Es moderierte *Martin Schmidt*.

Frau *Gesché-Koning* stellte in ihrem Kurzreferat anhand von verschiedenen Beispielen aus der Museums- und Ausstellungspraxis dar, dass durch die gemeinsame Arbeit von Kuratoren, Gestaltern und Museumspädagogen besuchernahe Ausstellungen zu realisieren seien, die Wissenschaft mit Spaß und Genuss verbinden könnten. Wichtig dabei sei, dass alle drei Berufsgruppen gemeinsam das Ziel ihres Projektes durchdacht hätten. Weder ein größerer Einsatz neuer Medien noch ein Übermaß an Didaktik führe den Besucher an die Objekte heran, sondern gerade bei der Vermittlung spiele die – persönliche – Kommunikation eine wesentliche Rolle. Je offener die Vermittlung, umso größer sei die Chance, die Besucher da abzuholen, wo sie in Wirklichkeit und nicht nach der Meinung der Museumsfachleute stehen.

Herr *Metzger* stellte den Museumspädagogen als Anwalt des Besuchers in den Mittelpunkt seines Referates. Voraussetzung für die Arbeit des Museumspädagogen sei es, sowohl über das Ausstellungsprojekt als solches, über das Marketing als auch über die Zielgruppen, die mit der Ausstellung angesprochen werden sollen, informiert zu sein. Danach ließen sich Kriterien für eine besucherkundliche, d.h. auch barrierefreie Ausstellung entwickeln, die in der Art einer „shopping-list“ zusammengestellt werden. Bei der Konzeption und Gestaltung einer Ausstellung sei diese Liste gewissermaßen abzuarbeiten.

Frau *Dittscheid-Bartolosch* betonte, dass Museumspädagogen keine „Dolmetscher“ der Arbeit der Kuratoren seien. Voraussetzung der Arbeit der Museumspädagogen sei hingegen, sich zu Beginn eines Ausstellungsprojektes genauso wie die Kuratoren den wissenschaftlichen Hintergrund, Forschungsergebnisse und Objektkenntnisse anzueignen. Darüber hinaus sollten Museumspädagogen von Anfang an in die Vorarbeiten einer Ausstellung miteinbezogen werden. Dies betreffe sowohl die Planungen von Rahmenprogramm und Informationsmaterial als auch Konzeptionsumsetzung und Gestaltung. Darüber hinaus schlug Frau *Dittscheid-Bartolosch* vor, Besucher während bestimmter Arbeitsphasen mit in die Konzeptentwicklung und Gestaltung der Ausstellung einzubeziehen.

Die an die Kurzreferate anschließende Diskussion machte deutlich, dass Konflikte zwischen Kuratoren und Museumspädagogen häufig darauf zurückzuführen sind, dass Museumspädagogen erst während der Endphase einer Ausstellungsvorbereitung, d.h. wenn Konzept und Gestaltung bereits stehen, oder auch erst nach der Fertigstellung der Ausstellung hinzugezogen werden. Ihre Aufgabe bleibt es dann, für die bereits stehende Ausstellung Vermittlungskonzepte zu entwickeln. Dabei lastet der allgemein bekannte Druck, die Besucherzahlen zu erhöhen, besonders auf den Museumspädagogen. Auch die Hierarchien in den Institutionen und ein starkes Einzelinteresse aller Beteiligten verhindern oft, dass Museumspädagogen von Anfang an in die Planungen einbezogen werden, obwohl beide Berufsgruppen – Museumspädagogen und Kuratoren – oft die gleiche Ausbildung haben. Kompetentes Fachwissen der Museumspädagogen um Vermittlungsmethoden und Didaktik, ihre langjährigen Erfahrungen aus dem direkten Kontakt mit den Besuchern und ihr



„Kennen“ des Publikums bleiben deswegen oft unberücksichtigt, sollten aber von Anfang an in die Ausstellungsvorbereitungen mit einfließen.

Das Spannungsfeld zwischen Museumspädagogen, Kuratoren und Gestaltern spiegelt aber auch unterschiedliche Sichtweisen im Umgang mit und in der Präsentation von Objekten, aber auch im „Umgang“ mit dem Fachwissen, das in die Ausstellung einfließen bzw. vermittelt werden soll.

Darüber hinaus wirken sich die Umstrukturierungen in der Museumslandschaft auch auf die Arbeitsfelder und auf das Selbstverständnis der beteiligten Berufsgruppen aus. Es stellt sich die Frage, in wieweit und in welche Richtung sich diese Arbeitsfelder in Zukunft noch verändern werden und damit eine weitere Professionalisierung und auch Neudefinition der Berufsgruppen notwendig machen.

Zum **Abschluss der Tagung** begaben sich die Teilnehmer auf eine **Exkursion** zu zwei Bonner Museen: das kürzlich neu eröffnete Rheinische LandesMuseum und die Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland (Ausstellung: Barock im Vatikan – Kunst und Kultur im Rom der Päpste).

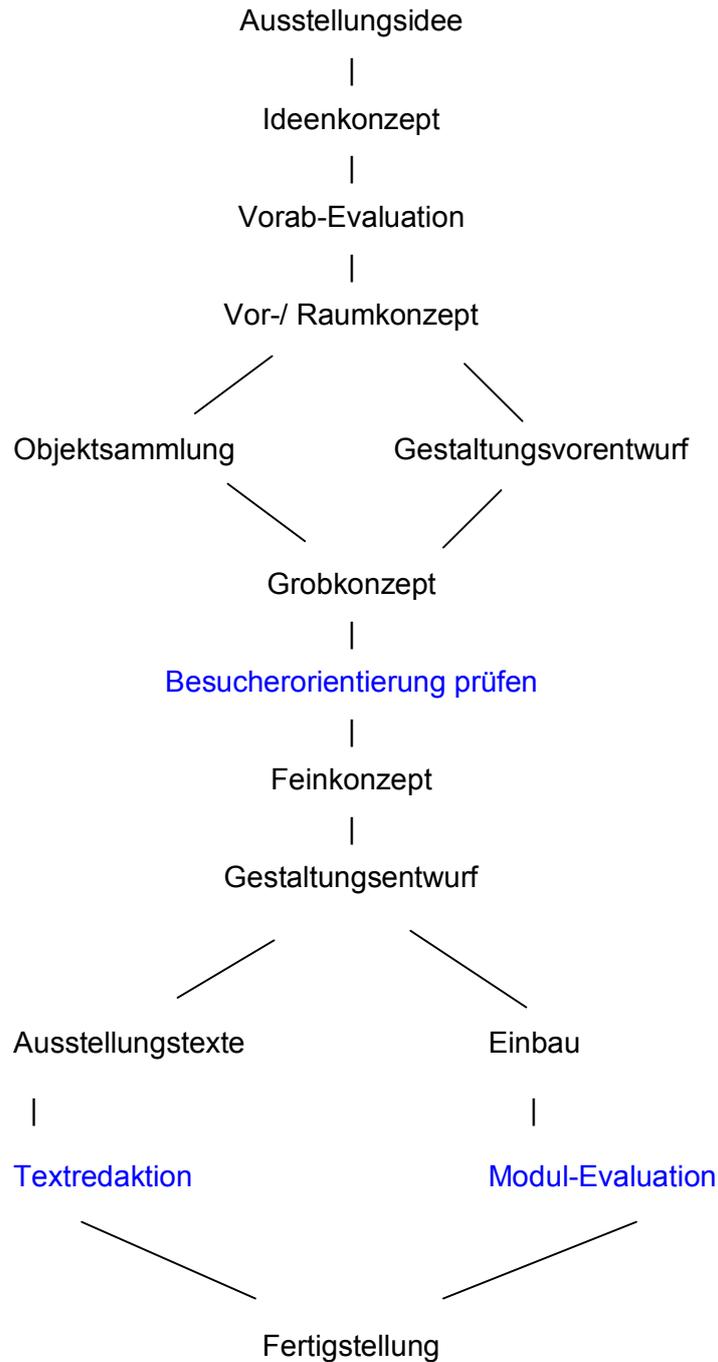
Protokoll 2. Tag: Christiane Syré

(s. auch Anhang – Folgeseite)



Anhang

Idealbild einer Ausstellungskonzeption (nach Kunz-Ott)



Blau = Schnittmenge mit der Museumspädagogik